



Jürgen Hermann

Und es bleibt, wie es gewesen

Eine »Hermann-Saga« der Zeitgeschichte

Inhaltsverzeichnis

[Vorbemerkung](#)

[Wer weiß. Woher wir kommen](#)

[Geboren im Krieg, Stalingrad für den Vater](#)

[»Malmer«», »d'r Nöälschmied« und die Recknagels](#)

[Vorfahren mit und ohne Kekulé-Nummern](#)

[»In Schwäng, do heäd de Weld ihr Äng«](#)

[Eine fränkische Sippe in Schwäng](#)

[Nazis in der Schillerstraße](#)

[Deserteur, Landrat, Spätzle-Tante](#)

[Die Bukowina. Hermanns Wanderungen](#)

[Lissa – und wie weiter?](#)

[Homunkulus](#)

[Zeitenwende-Legende](#)

[Das Haus der Umsiedler](#)

[»Gürijen, zehn Duff.«33 Die Schule](#)

[»Antifa« für Heranwachsende. Buchenwald](#)

[»Hütes«, »Katzehopf« und der stärkste Mann der Welt](#)

[Falscher Pfarrer](#)

[Wo es kracht, wird auch Abitur gemacht](#)

[An der Salana. Studium ohne Studienpläne](#)

[Noch einmal im Hörsaal: Comedia und Monarchia](#)

[Über den 13. August und den Ersten Sekretär aus Moskau](#)

[Hannibals Elefanten. Der Fall Manfred Heller](#)

[Drinnen oder draußen? Jetzt kommt die Partei ...](#)

[Die andere Stadt an der Saale und ihre Rettung 1945](#)

[Jenenser an der Alma mater halensis](#)

[Die Maßeinheit: Eine Woche Münster gleich fünf Jahre FDJ](#)

[Fasching im senaculum und andere Kulturen](#)

[Ewiger Dank der Sowjetmacht!](#)

[Keine Medaille für die Stasi. 1968](#)

[Pyramiden statt Parteiverfahren](#)

[Neuer Anfang unter alten Vorzeichen](#)

[Marx ist tot, Engels ist tot ... und uns wird
auch ganz schlecht. Vor dem Aufstand](#)

[Einkauf im Hause Jonaß. Oder: Der Griffel der Partei](#)

[Altus agrestis. Oder: Magnifizenzen und Archivalien](#)

[Ombudsmann in spe](#)

[Die Elite muss weg. Oder: »Unternehmen Sie was!«](#)

[Aus Ritas Tagebuchaufzeichnung vom 28. März 2004](#)

[Anmerkungen](#)

Jürgen Hermann

Und es bleibt, wie es gewesen

Eine »Herman-Saga« der
Zeitgeschichte



Verlag Neue Literatur

2012

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek; Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ohne Zustimmung des Verlages ist unzulässig.

Linolschnitt Umschlag: Claudia Braune (nach S. Dalí:
»Beständigkeit der Erinnerung«)

© by Verlag Neue Literatur

Gesamtherstellung: Satzart Plauen

ISBN 978-3-940085-03-0

Für Rita
Für Claudia und Ralf, für Airi und Ralf
Für Kati und Franzi, für Jannis und
Malaika

Vorbemerkung

Eigentlich wollte ich ein Buch nicht mehr schreiben. Heftige, anhaltende gesundheitliche Probleme, die bei Rita das Leben am dünnen Faden hängen ließen, waren das eine. Seit zehn beziehungsweise seit fünf Jahren organisieren wir unser Leben aus dem Rollstuhl. Mit aufopferungsvoller Unterstützung unserer Tochter und ihrer Familie. Dazu mit dem Beistand hilfsbereiter Menschen, zum Beispiel aus der Nachbarschaft. Das Wissen darum, dass es auch anderen Menschen so geht, hilft weiter.

Andererseits hatte ich mich über die »DDR-Zeit« selbst zu befragen. Kritisch und selbstkritisch. Zu eigenem Tun und Lassen und Handeln wollte ich wenigstens ein paar Antworten finden. Warum so und nicht anders? Wer war man eigentlich damals? Beispielsweise als Student in Jena und Halle oder als Historiker an den Instituten für Marxismus-Leninismus der Universität Halle und der Pädagogischen Hochschule Halle? Das war auch mit Enttäuschungen verbunden, die verdaut werden mussten. Die »besonderen Vorkommnisse« vor und nach 1989, das, was in eigenen Angelegenheiten unter die neudeutsche Wortschöpfung der Alleinstellungsmerkmale fällt – es ist allgegenwärtig.

Nah und präsent ist uns das, was hier beschrieben wird. Erlebnisse, Ereignisse, Zäsuren. Dies vor allem soll der Text widerspiegeln. Nicht einen vollständigen Lebensbericht, in dem alle Abschnitte harmonisch und systematisch abgehandelt werden. Wo es ans »Eingemachte« geht, haben wir die verbindlichen Quellen aus unserem privaten archivalischen Bestand zur Hand. Sie sind nicht wegzudiskutieren und erlauben keine Fälschung. Manches, das für mich als Historiker wichtig gewesen wäre, hätte

hinzugefügt werden können, hätte es nicht den später beschriebenen unseligen Vorgang mit den Archivalien gegeben. Aber es hat ihn gegeben. Dazu kamen falsche und willkürliche, weil politisch motivierte Urteile. Leute, die so etwas machen, gab es zu allen Zeiten, an den verschiedensten Orten. Warum sollte es sie nicht auch zur »Wende«-Zeit und danach gegeben haben? Hier werden einige aus dem politischen und akademischen Sektor vorgestellt. Hallenser, Halloren, Halunken.

Neben der Stasi, natürlich. Es wäre ja ein Wunder gewesen, wäre man Stasiisten nicht begegnet. Zwischen 1962 und 1989 – in verschiedenen Versionen. Was geschah am 7. März 1968, 21 Uhr 30, an der Universität Halle? Ein nachmalig mächtiger Stasimann bastelte an seinem Gesellenstück. Diesmal klären wir auf.

Wer wir sind, woher wir kommen, erzählen wir mit der einen oder anderen Geschichte. Mit dem Alter kommt die Kindheit zurück. Wir begegnen am südlichen Hang des Thüringer Waldes den Leuten aus »Malmers«, am nördlichen den »Schwängern« mit ihrem einmaligen Dialekt.

Ohne »Deutschösterreicher« aus der Bukowina, die »heim ins Reich« geholt wurden und dies mittels der Nazipropaganda auch wollten, ist meine Herkunft nicht zu erklären. So stehen Thüringer und Bukowiner, Sozialdemokraten und Kommunisten, zu viele Nazis in einer kleinen Straße, in der es nur einen sozialdemokratischen Großvater gibt, dazu den Nazibürgermeister aus der eigenen Familie, Schüler und Lehrer, Studenten und Hochschullehrer, FDJ- und Parteisekretäre, selbst ernannte »Nestoren« der Geschichte der Arbeiterbewegung, Stasileute und Hochschulrektoren auf der Bühne unserer Geschichte. Auf dieser Bühne kommt es gelegentlich zu sehr kritischen Befunden. Das gilt für die Zeit vor 1989 wie auch für die Zeit danach. Endlich. Spätestens beim Schreiben merkte ich, dass es dafür Zeit geworden ist. Wir äußern uns zu dem

einen oder anderen Aspekt ostdeutscher und gesamtdeutscher Zeitgeschichte. Da gibt es Abweichungen von der »Norm« früherer wie heutiger Geschichtsbetrachtungen. Neuzeitliche Geschichte, Zeitgeschichte und der Mainstream ...

Die Anregung, dieses Buch zu schreiben, gab schließlich Probst Herwig Wilhelm Schmidtpott (1929-2011) aus Hamburg-Wedel, Gemeinde der Blankeneser Kirche am Markt. Herwig und seiner Frau, Dr. med. Gudrun Schmidtpott, nach der »Wende« zu begegnen, war für uns ein menschlicher Gewinn. Bei einer Wanderung durch das Alte Land bei Hamburg, unter Apfelbäumen stehend, sagte Herwig: »In Deutschland müssten die Karten neu gemischt werden.« Damit meinte er, dass die Ostdeutschen in das neue Deutschland gleichberechtigt einbezogen werden sollten. Dabei zupfte er Unkraut. Das machte er auch bei Spaziergängen an der Alster. Warum er das machte, weiß ich nicht. Vielleicht tat er es immer dann, wenn er nachdenklich wurde? Ich habe vergessen, ihn danach zu fragen.

Wir »arbeiteten auf«. In Hamburg, in Halle oder in Leipzig. In seltener Weise vorurteilsfrei. In Hamburg war das »Aufklärung auf der Herwigredder« im eigenen Garten. Einiges von dem, was folgt, haben wir gemeinsam diskutiert. »Falscher Pfarrer«, »falscher Parteisekretär« können als vereintes Indiz angesehen werden. Entstanden in »Wedel bei Nacht«. Gemeinsam mit Herwig Schmidtpott, dem »richtigen« Pfarrer. Er verehrte die Hamburger SPD-Tradition; vor allem, wenn sie die Mütze der Hafenarbeiter und Seeleute trug.

Wir, Rita und ich, nehmen uns also das winzige Segment der »Hermann-Saga« heraus, das uns vom Geschichtsprozess zugewiesen wurde, um unserer erlebten Wirklichkeit durch die Erinnerung, und durch das »Faktische«, ein wenig näher zu kommen. Wir haben es mit erinnerter, recherchierter und

erzählter Geschichte zu tun. Wo es kritisch-selbstkritisch zugeht, findet sich auch ein Schuss Ironie und Selbstironie. Das ist beim subjektiven, »methodischen Naturell« des Autors, und bei diesem Text, kaum zu vermeiden. Die einzelnen Episoden sind nicht um ihrer selbst willen aufgenommen worden. Histörchen sind nicht gemeint. In jedem Alltag kommen Episoden der verschiedensten Art vor. Dass sie zur Wirklichkeit gehören, fällt einem gelegentlich erst später auf. Die Episoden sollen Sachverhalte verdeutlichen und ergänzen.

Als Historiker in der DDR hat man das Fach »Bevormundung durch die SED« stets mitstudiert. Zumal, wenn man dieser Partei allzu lange angehörte. Mit Vorbehalten und eigenen Meinungen gewiss, und doch mit späten und nicht ausreichenden Einsichten. Diesmal habe ich (mich) »freigeschrieben«. Vor dem gesamtgesellschaftlichen Hintergrund. Der gibt ja her, dass man sagen kann, was man will ... Vielmehr ist es jedoch unserer spezifischen familiären Situation geschuldet. Endlich wollte ich »unabhängig«, mutmaßlich nur der Wirklichkeit und Wahrheiten folgend, schreiben. Was ist das für ein Gefühl!

So ist dies mein erstes Geschichtsbuch ohne Radierungen. Dafür mit Bekanntmachungen und Richtigstellungen, die ich nicht im Schoß der Geschichte ruhen lassen kann. Man kann tatsächlich sieben Jahrzehnte alt werden, bevor man zu so etwas kommt. Da stößt man gelegentlich in unerwartet tiefe »Gründe« vor, die einem sonst verborgen bleiben. Was dem einen oder anderen womöglich nicht in den Streifen passt.

Wie auch immer. Wir halten es mit Max Frisch: »Die beste und sicherste Tarnung ist immer noch die blanke und nackte Wahrheit. Die glaubt niemand!« Sollte uns also die Wahrheit nicht abgenommen werden, weil sie unbequem sein kann, bleibt auch der Geschichtswissenschaft nur die Möglichkeit, von einer anderen wissenschaftlichen Disziplin die

Methodologie der Wahrscheinlichkeit zu übernehmen. Dann fangen wir bei null an und streben gegen eins.

Vom Manuskript bis zum Buch begleitete mich Frau Barbara Grit Werner vom Verlag Neue Literatur Jena mit einem exzellenten Lektorat. Das war verbunden mit einem wertvollen Gedankenaustausch. »Unser Buch«. Herzlichen Dank.

Dresden, April 2012

Wer weiß. Woher wir kommen

Hermann, der Cherusker? Dem Tacitus in seiner »Germania« die Worte widmete: »Er war unbestritten der Befreier Germaniens«? Nein, der bin ich nicht. Der war, universalhistorisch gesehen, kurz vor mir aufgetaucht. Als Realität und als Mythos.

So befinden wir uns im unterschiedlichen Lebensalter wie auch in verschiedenen Geschichtsepochen. Der junge Cheruskerfürst Arminius schlug seine Varusschlacht vor über 2.000 Jahren. Die Saga ist auch geschrieben, wiewohl sich die Gelehrten darüber immer noch streiten. Sollen sie, damit es nicht langweilig wird im Germanisierungsprozess. Außerdem werden durch die Forscher ständig neue Funde gemacht.

Wir sind auch nicht über die Weser gekommen, sondern über die Hasel und den Wirrbach, die so schmal sind, dass man sie mit einem Schritt überquert. Die wohl nur unseresgleichen noch kennen, die aber immer noch Wasser führen. Wir sind über die Ilm, die Wilde und die Zahme Gera, die für die Saale spenden, über diese selbst gekommen. Wir haben auch nicht die sogenannten langen Brücken benutzt, sondern romantische Saale-Brücken. Wir kommen also nicht aus dem Saltus Teutoburgiensis, sondern aus dem Saltus Thuringiensis.

Aber die Genesis des später verbreiteten Namens Hermann, als Vor- und als Nachname, hat ursprünglich mit Arminius zu tun. Nicht Hermann der Lahme, deutscher Komponist, Wissenschaftler und Schriftsteller aus dem 11. Jahrhundert, auch nicht die Hermanns als Bischöfe von Bamberg und Prag standen Pate für diesen Namen. Der historische Arminius verlieh Hermann dem Cherusker eine deutsche symbolische Gestalt. Aus dem lateinischen Arminius, also

aus einem originär römischen und nicht eigentlich cheruskischen Namen, wurde der »Hermann«.

Ich erinnere die Seminare an der Universität Halle im Althochdeutschen und im Mittelhochdeutschen vor einem halben Jahrhundert bei Frau Professor Mühlpfordt. Sie war die Ehefrau von Professor Günter Mühlpfordt, dem bekannten, für manchen auch sagemumwobenen, von der Staatssicherheit denunzierten und von Walter Ulbricht gemäßregelten Universitätshistoriker aus Halle-Ammendorf. Gegen Ende unserer Seminarreihe hatte sich jedoch nicht nur Arminius in Hermann verwandelt. Auch die Seminarleiterin war nicht mehr dieselbe. Jedenfalls kamen aus dem althochdeutschen Seminar »heri«, das Heer, und »man«, der Mann, heraus. Aus dem Althochdeutschen kommend, bedeutet das so viel wie »Krieger« oder »Kämpfer«. Aus dem »heriman« soll Luther den »Heermann« gemacht haben. Wieder mal Luther. Die kriegerische Bedeutung des Namens gefiel mir schon damals nicht. Weil ich kein Gewehr in die Hand nehmen, in keiner Armee dienen, auf keinen Menschen schießen wollte. Und, ich bin so frei, wenn es ging, wollte ich auch nicht totgeschossen werden. Aber dazu an anderer Stelle. Mit der kämpferischen Sentenz des Namens Hermann konnte ich mich eher anfreunden, und wie sich zeigte, war sie manchmal erforderlich.

Also wir kommen aus dem Thüringer Wald. Dort geboren und herangewachsen, Schulen und Jenaer Salana besucht – da ist man in seiner ganz »individuellen Nationalität« ein Thüringer. Vielleicht trifft das auf mich noch ein wenig mehr zu als auf Rita. Weil mir die Thüringer Rostbratwürste und die Thüringer Klöße viel besser schmecken als meiner Frau. Rostbratwürste und Klöße sind für den originalen Thüringer nicht nur eine Frage des Geschmacks. Sie sind ethnische Merkmale.

Thüringer. Ist man auch dann noch einer, wenn man die längste Zeit seines Lebens woanders verbringt? Wer weiß. Wo Staub gewischt wird, ist er vorher heruntergefallen.

Geboren im Krieg, Stalingrad für den Vater

Am 27. April 1942 hat Hertha Alma Recknagel, geborene Fischer, »Ehefrau des Drehers Walter Willi August Recknagel, wohnhaft in Albrechts, Zellaerstraße 15, [...] um 11 Uhr 30 Minuten zu Albrechts in ihrer Wohnung ein Mädchen geboren. Das Kind hat den Vornamen Rita erhalten. Eingetragen auf mündliche [...] Anzeige der Ehefrau Luise Recknagel, geborene Müller in Albrechts. Die Anzeigende ist dem Standesbeamten bekannt, sie erklärt, bei der Geburt des Kindes zugegen gewesen zu sein«. So steht es im Geburtenbuch des Standesamtes von Albrechts 1942.¹

Oma Luise Recknagel wurde damit zum dritten Mal Oma, nachdem zuvor Ritas Cousine Lianne und Cousin Dieter Mäurer geboren worden waren. Knapp zwei Jahre später, am 18. März 1944, um 14 Uhr und 45 Minuten, wurde wiederum in der Zellaerstraße 15 ein Mädchen geboren. Ritas Schwester Ute Inge. Zugegen war diesmal die Gemeindeschwester Theresa Götz aus Albrechts. Auch das steht so im Geburtenbuch des Standesamtes Albrechts 1944.²

Die Zeit war nicht gut fürs Kinderkriegen, denn die Mädchen wurden mitten im Krieg, im von Nazideutschland angezettelten Zweiten Weltkrieg, geboren. Vater Walter musste wider Willen an die Front. Von seinem SPD-»Bebel-Vater« Wilhelm, der seine Erkenntnisse schon aus dem Ersten Weltkrieg gewonnen hatte, war er antimilitaristisch erzogen worden. Für das »Volk ohne Raum« hatte Walter kein Verständnis; ihm genügte die »Sühler« Heimat, da war doch für jeden genug Platz. Kurz vor seinem 21. Geburtstag 1938 wurde Walter zu seiner späteren »Stamm-Kompanie«

nach Jena, zum Erfurter Bataillon 59, in die Wehrmacht eingezogen und zum Panzergrenadier geschliffen, diesem unseligen Soldatenstand, der die Panzer mit Handgranaten zu beschützen hatte. Auf Zeit entlassen, lernte er Ende 1940 in Unterneubrunn Hertha kennen. Wie es eben so hieß: Sie »gingen miteinander«. Bevor Walter am 26. Januar 1942 erneut nach Jena befohlen wurde, nun für den Ernstfall, heirateten sie am 3. Januar 1942 im Standesamt Albrechts. Als Trauzeugen waren Walters Schwager Franz Mäurer und sein Freund Ewald Menz aus Albrechts dabei.

Als Rita geboren wurde, hatte es den jungen Vater schon in die Ferne und Weite des sowjetrussischen Kriegsschauplatzes an der Wolga verschlagen. Nach Stalingrad, dem früheren Zaryzin und heutigen Wolgograd. Dorthin, wo die erste strategische Wende dieses Krieges stattfand und die Niederlage Hitlerdeutschlands eingeleitet wurde. In Stalingrad wurde Walter Recknagel verschüttet und schwer verletzt, sodass eine Lähmung des rechten Beines und des rechten Armes mit einer von Wehrmachtsärzten, aber auch von den später ihn in Suhl behandelnden Ärzten so bezeichneten »Schüttellähmung« als Spätwirkung zurückblieben. Es war grotesk: Die Kriegsverletzung rettete Walter das Leben. Bevor die 6. Armee von Paulus in Stalingrad von der Sowjetarmee vollständig umzingelt und im russischen Winter fertiggemacht wurde, sodass für die Soldaten nur noch Tod oder Kriegsgefangenschaft blieben, wurde Walter noch ausgeflogen.

Walter kam ins Lazarett nach Pulsnitz in Sachsen. In das 25 Kilometer nordöstlich von Dresden gelegene »Pfefferkuchenstädtchen«. Den ansässigen Bäckern hatte der Grundherr von Pulsnitz, einer derer von Schlieben, am 1. Januar 1558 gestattet, in ihren Backstuben Pfefferkuchen zu backen. Die wurden über die Jahrhunderte weithin bekannt.

Die Geschichte steckt voller Zufälle. Für uns, für Rita und für mich, für unseren ganzen Familienverbund, hat Walters Lazarett-Aufenthalt noch eine zusätzliche Bedeutung. 66 Jahre später befand sich meine liebe Frau nach der dritten ihrer vier unsäglich schweren Operationen in der heutigen Kurklinik, dort, wo einst Vater Walter im Lazarett gelegen hatte. Im selben Haus, auf derselben Etage. Es trifft deshalb nicht zu, wenn heute in schriftlichen Informationen über die Kliniken mitgeteilt wird, dass die Gebäude des Alten Schlosses allein von den Sowjets als Lazarett genutzt wurden. Auch der Wehrmacht dienten Gebäude des Schlosses als Lazarett. Die Sowjets haben da nichts Neues eingerichtet oder gar gebaut. Wovon denn auch? Die Rote Armee hat übernommen, genutzt, demontiert.

Am 7. Oktober 1943 wurde Walter Recknagel in Jena aus der Wehrmacht entlassen. Zwei Tage später hatte er sich bei der Wehrrersatzdienststelle Hildburghausen zu melden, wo er seinen Wehrpass abgab. Soldbuch und Kriegsstammrollenbuch wurden an das Wehrmeldeamt Hildburghausen übersandt. Bei seiner Entlassung in Jena erhielt Walter Recknagel eine Jacke, ein Hemd, eine Unterhose, eine Tuchhose, ein Paar Socken, Fußlappen und ein Paar Gamaschen, dazu Marschverpflegung für einen Tag und Verpflegungsgeld bis zum 21. Oktober.

Solcherart schlurfte der junge Mann am 11. Oktober mithilfe eines Astes, den er als Gehstock benutzte, von Suhl kommend, über Heinrichs durch den Wald nach Albrechts, kriegsverletzt, was ihm ein Leben lang allgegenwärtig bleiben sollte. Für Walter Recknagel war der Krieg beendet. Aber sein Leben lang kam er von diesem Krieg nicht los. Neben der gesundheitlichen Behinderung waren es die moralischen und politischen Verwerfungen, der Millionenmord an Juden und die Liquidierung politischer Gegner, die ihn beschäftigten. Walter war ein »einfacher« Mensch mit gesundem Menschenverstand, und er war warmherzig. Sein Nachdenken über den Krieg und sein

lauterer Charakter veranlassten den jungen Mann, 1945 der KPD beizutreten. Doch, doch, das gab es: Als ehrliche Haut und in guter Absicht war er den Kommunisten beigetreten, nicht als junger Stalinist. Die Stalinisten waren zuvor unter Ulbrichts »Führung« aus Moskau nach Deutschland zurückgekehrt. Freilich, niemand konnte wissen, was aus guten Absichten, jedenfalls wurden sie programmatisch als solche verkündet, einmal werden würde.

»Malmers«, »d'r Nöälschmied« und die Recknagels

Albrechts bei Suhl. Oder: »Malmers«, dann »Malmersch«, wie es von den Bewohnern über Jahrhunderte hinweg genannt wurde. Oder, wenn man genau hinhört, »Maumesch«, wie es schon seit dem 19. Jahrhundert hieß.

Jedenfalls belegte ich, als ich in den 60er-Jahren bei Ritas Familie um Einlass bat, bei meinem künftigen Schwiegervater und seiner Verwandtschaft einen Intensivkurs im Fach »Maumesch«. Jochen Reiff, der Ehemann von Ritas Cousine Lianne, erwies sich dabei als genauso unerbittlich wie als Halbschwergewichtsmeister auf der Matte des Albrechtser Ringervereins. Übungsstück waren zum Beispiel die Verse über den legendären »Maumescher Nöälschmied«. Man kann annehmen, aber niemand weiß es genau, und keine Quelle belegt es, dass sie irgendwann während des Dreißigjährigen Krieges entstanden sind. Und es könnte auch sein, dass dies im alten »Hanjust« geschah. Aber das weiß auch niemand genau; es wurde, so mein lieber Schwiegervater, eben im »Hanjust« erzählt.

»D'r Malmerscher Nöälschmied soaß in guter Ruh, ritsche, ratsche, romm. Hä pappt sei Pfeiffle Teboak dazu, ritsche, ratsche, romm. Doe koem a Brief von d'r Malmerscher Post, ritsche, ratsche, romm. Does iß gewiß a Brief von unsern Fretz, ritsche, ratsche, romm. Oabendmoehlsfrack, dan göäb ich dröm. Bann unser Fretz off d'r Kanzel stinn. Doe dächten all die Leut, unser Fretz, där wär oarm, doekoen hä hai als reitender Schandarm. Könnt hä m'r oaber hai, doe krieg ich'n oaber har, doe muß die Kröt a noch a Nöälschmied war.«₃ »Die Kröt« – ein umgangssprachliches Haustier in Malmers.

Die älteste urkundliche Erwähnung des Ortes stammt aus dem Jahre 1111. Der fränkische Graf Gebhard von Nordeck machte »Alberadisheim« den Thüringer Landgrafen zum Geschenk. Die Schenkungsurkunde wurde in Worms bei König Heinrich V. (1106–1125) ausgestellt – dachte man 772 Jahre lang. Bis sich 1883 herausstellte, dass es sich um eine bedeutende Fälschung der Mönche des Klosters von Reinhardsbrunn aus dem Jahre 1250 handelte.⁴ Nachdem die Thüringer Landgrafen ausgestorben waren, unterstand Albrechts, wie auch Suhl, seit 1247 den Grafen von Henneberg. Die hatten sich nun über Franken hinaus in ganz Südthüringen breitgemacht.

Die Bewohner von Malmers waren kirchenkatholisch und hexenkatholisch gläubig. Manche und mancher wurden zum Hexenwahn getrieben, indem »ungläubige« Frauen für Krankheiten, Unbilden der Natur, Hunger und Not verantwortlich gemacht, denunziert und lebendigen Leibes auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Kirche und feudalstaatliche Macht schufen sich dafür noch ihre Justifikation. Ein »gottgeschütztes« Kainsmal namentlich der katholischen Kirche vor dem Abendmahl des Herrn.

Sonja Bernhardt fand 1992/1993 bei ihren Studien zur Chronik von Albrechts heraus, dass Frau Dorothea Polich aus Albrechts am 6. Juli 1598 auf dem Scheiterhaufen in Schleusingen öffentlich verbrannt wurde. Wie die Autorin weiter ermittelte, wurden auf der Hinrichtungsstätte am Sehmar in Suhl, in Schleusingen und in Meiningen 1603, 1618/1619 und 1621/1622 mindestens 19 weitere Frauen aus Albrechts verbrannt.⁵ Und das, obwohl 1544 die Reformation in Henneberg-Schleusingen, und damit in Albrechts, eingeführt worden war. Aber sie schien Albrechts vergessen zu haben. Oder, so ist es manchmal, wenn neue Gedanken auf die Welt kommen: Es gibt nicht genügend Leute, die sie austragen. Ein Dreivierteljahrhundert nach der Einführung der Reformation hatte Malmers keinen Pfarrer. Erst auf dem Höhepunkt der Hexenjagd 1620 kamen die

ersten Pfarrer, die aber rasch wieder verschwanden. Der vierte von ihnen, Pfarrer M. Johann Büchner, verfasste 1626 eine Schrift über die Hexenverbrennungen, in der er sich zugleich gegen dieses grausame Ritual aussprach.⁶

Nur mühsam ließen sich die Malmerser über die Jahrhunderte evangelisch-lutherisch umstimmen. Am besten klappte das 450 Jahre später, als der Weihnachtsmann den Platz vom Nikolaus einnahm. Wir kommen darauf. Ansonsten übernahmen nicht nur die Evangelischen, sondern auch die Sozialdemokraten und sogar die Kommunisten den Weihnachtsmann. Mit einer proletarischen Sonnenwendfeier oder der atheistischen Jugendweihe passte das nicht schlecht zusammen. Aber das erreichte die Reformation auch in Albrechts trotzdem: die Einführung der Schule für 5- bis 13-Jährige. Lesen, Schreiben, Religionsunterricht.

Der Dreißigjährige Krieg. Ein Krieg, in dem die religiösen und weltlichen Mächte Europas mit Urgewalt aufeinanderknallten, ließ keinen Fleck aus. Auch Albrechts nicht, dessen Bewohner in der zweiten Jahreshälfte 1647 vor den kaiserlichen Truppen nach Suhl flüchteten. Albrechts wurde verwüstet. Sonja Bernhardt entnahm dem Taufregister, dass es im Ort 1849 »noch 181 Seelen« gab.⁷ Diese aber vollbrachten Bleibendes. Sie bauten ihr Malmers mit den reizenden Fachwerkhäuschen, allenthalben mit Initialen oder Schriftzügen in den Balken oder mit Schnitzereien versehen, wieder auf – so, wie man es neuzeitlich kennt. Das Sanderhaus und das Mühlenradhaus sind architektonische Besonderheiten des Ortes. Als die Malmerser das geschafft hatten, wuchsen sie mit der Zeit in eine neue, in ihre Rolle hinein: Aus den Bewohnern des Ortes wurden die Einwohner von Malmers. Das Mühlenradhaus stand über Jahrhunderte in Familientradition. Aus dem Mühlenradhaus kam Ritas Schulfreundin »Vroni«.

Aus der politischen Geschichte des kleinen Albrechts ragt unübersehbar heraus, was heute längst nicht mehr gelitten

ist: die Kommunistische Partei. Als sich die kleine Gruppe des Spartakusbundes, die sich als Partei Liebknechts und Luxemburgs zur KPD umgebildet hatte, Anfang 1921 mit der mitgliederstarken USPD zusammenschloss, entstand in Albrechts, wie überhaupt in der Umgebung von Suhl, eine Partei mit beinahe unglaublichem Masseneinfluss. Sie lief allen anderen zu jeder Zeit der Weimarer Republik den Rang ab, indem sie 60 bis 70 Prozent der Wählerstimmen erhielt. Als die Kappisten 1920 gegen die Weimarer Republik putschten, wurden sie auch in Suhl und Umgebung durch Generalstreik und Arbeiterwehren zum Teufel gejagt. Arbeiter aller politischen »Konfessionen« aus Albrechts und Suhl waren dabei. USPD-, KPD-, SPD- und parteilose Arbeiter aus den Gewerkschaften verteidigten die Demokratie von Weimar. Der Satz, der über dem Portal des Suhler Rathauses in Stein gemeißelt ist, erinnert daran: »Im grünen Wald die rote Stadt, die ein zerschossenes Rathaus hat.« Von 1919 bis 1929 übte Hermann Jentzsch (USPD, dann KPD) das Amt des Gemeindevorstehers aus. Sein Stellvertreter war Johannes Recknagel, ein älterer Bruder von Ritas Großvater Wilhelm. So war das in der Familie: Drei der Geschwister gehörten der KPD an, Wilhelm der SPD. Die Frauen waren nicht für Parteien, sondern für den Kochtopf zuständig.

Vertieft man sich in die Ergebnisse der Reichstagswahlen, der preußischen Landtagswahlen, der Reichspräsidentenwahlen, der Kommunalwahlen zwischen 1930 und 1933, nimmt man auf der einen Seite den Linsenhof und auf der anderen den Aschenhof als Scheuklappen, sodass man aus Malmers nicht herauskommt, dann stellt man fest: Hier gewannen die Nazis doch keinen Stich! Aber das schien eben nur so. »Draußen« im Lande, außerhalb der kleinen Bergwelt von Linsenhof und Aschenhof, war das alles ganz anders ...

1929 verloren Jentzsch, J. Recknagel und weitere in Albrechts und Suhl ihre Funktionen in der KPD und infolgedessen in den Kommunen. Aufgrund ihrer Herkunft

aus der USPD wurden sie zu »Versöhnlern« gestempelt. Das war die erste »durchgreifende« Auseinandersetzung Thälmanns und seiner Anhänger mit einer »Spielart des Rechtsopportunismus'«. Die deutschen Kommunisten haben sich damit am meisten selbst geschadet, ebenso ihrer Zusammenarbeit mit der SPD und vor allem der Auseinandersetzung mit dem heraufziehenden Nazitum. Ich komme an anderer Stelle darauf zurück. Dann im Zusammenhang mit eigenen Fehleinschätzungen.

Anfang, Mitte der 60er-Jahre hatte Albrechts rund 1.600 Einwohner. Heute leben in Malmers mit rund 1.400 Einwohnern so viel wie vor hundert Jahren. Die meisten von ihnen erwarben ihr täglich Brot seit Anfang der 50er-Jahre in Suhl-Heinrichs im »VEB Simson-Werk«, andere im »FAJAS«. Beide wurden 1958 zum »Thälmann-Werk« und zehn Jahre später zum »Kombinat« zusammengeschweißt. Über ein Dreivierteljahrhundert war das Unternehmen der Brüder Löb und Moses Simson in Suhl-Heinrichs ein Inbegriff für das Weltmarktniveau in der Waffen-, Fahrrad- und Fahrzeugproduktion. In der Unternehmensführung, in der Orientierung auf Qualität und Innovation, in der Heranbildung einer eigenen Forschungselite und des Stammpersonals, im Betriebsklima, erinnerte Simson an Zeiss-Jena.

Nun gibt es Stimmen, die der DDR im Falle des jüdischen Eigentums eine »zweite Enteignung« attestieren. Mit der Aura seiner 5-bändigen »Deutschen Gesellschaftsgeschichte« ausgestattet, erklärt Hans-Ulrich Wehler im fünften Band: »Eine Rückerstattung von jüdischem Privatvermögen wurde verweigert, vielmehr unterlag es als ›Volkseigentum‹ erneut einer skandalösen Konfiszierung ...«⁹ Ist das kosher? Nicht immer. Weil Diffizileres gegen das rasch dahingeworfene Klischee steht. Die Enteignung der Simsons ist Sache der Nazis gewesen, namentlich des Nazi-Gauleiters Fritz Sauckel. Neben der jüdischen Herkunft beanspruchten die Nazis noch ein

zweites Motiv für sich. Das Simson-Werk war das einzige in Deutschland, das nach den Bestimmungen des Versailler Vertrags nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland Maschinengewehre herstellen durfte. Für die kommende militärische Aufrüstung und den Ausbau des Werkes genau das Richtige. Wenn auch zu wenig.

In einem Schauprozess in Meiningen 1934 und vor dem Oberlandesgericht in Jena wurden die letzten Eigentümer des Unternehmens, Julius und Arthur Simson, für 9,75 Millionen Reichsmark schuldig gesprochen und damit zur Aufgabe gezwungen. Die aus Heinrichs und Schwarza stammende, überaus tüchtige und in Suhl und Umgebung als Arbeitgeber beliebte Familie musste fliehen und wanderte in die USA aus. Werk und Namen Simson strichen die Nazis aus deutschen Registern.

Wer der SBZ beziehungsweise der DDR die zweite Enteignung anhängen will, müsste zuvor zwei andere zur Rede stellen. Ostdeutschland und die DDR hatten in der Angelegenheit, als die Entscheidungen fielen, nichts zu melden. 1945 besetzte die US-Army Suhl und das Werk, das seit 1939 zur Gustloff-AG gehörte und von den Alliierten als Rüstungskonzern eingestuft wurde. Die US-Besatzung machte das, was die Amerikaner damals häufig taten: »Brain-Drain«. Sie nahmen Ingenieure und Unterlagen mit in die USA. Es ist nicht bekannt, dass die Simsons nach ihrer Übersiedlung in die USA eine Entschädigung erhalten hätten. Danach erfolgte die Übergabe an die SMAD. Noch 1946 wurde das Werk bis auf einen kleinen Rest im Rahmen der deutschen, jedoch von Ostdeutschland fast allein übernommenen Reparationszahlungen an die Sowjetunion überführt. Die Sowjets bestimmten, was mit dem ehemaligen Simson-Werk geschehen sollte. Übrig blieben leere, vom Krieg gezeichnete Werkhallen. Dazu die ehemalige Villa der Simsons auf dem Domberg.

1947 wurde mit dem Restbestand auf Befehl der SMAD von dem im Werk gegründeten Betrieb Awtowelo ein seitenwagentaugliches Motorrad, die legendäre AWO 425, in Heinrichs der »Dampfhammer« genannt, gebaut. 1952 wurde das Werk von der Sowjetunion an die DDR übergeben. Was sollte zu dieser Zeit, nach der Ausbeutung Simsons durch die USA und die UdSSR »skandalöse Konfiszierung« durch die DDR gewesen sein? Wie sollte diese zurückgeben, was nicht mehr vorhanden war?

Das Simson-Werk aus der DDR-Zeit brachte Mopeds und Kleinroller aus der »Vogelserie« heraus, die sich großer Beliebtheit erfreuten. Die »Schwalbe« beispielsweise wurde eine internationale Berühmtheit aus der »autonomen Gebirgsrepublik«, wie der südlich von Ostberlin liegende Bezirk Suhl auch genannt wurde.

Seit 1952 bis zu seiner Invalidisierung Ende der 60er-Jahre arbeitete auch Vater Walter bei Simson. Als »Prüfer für Kleinteile«. Das war ein »Schonplatz«, wie es in der DDR hieß. Solche Arbeitsplätze wurden für Menschen mit Handicaps generell eingerichtet, sogar an Universitäten. Eine selbstverständliche Warmherzigkeit, ein klein wenig »Sozialismus« im Arbeitsalltag der Produktionsbetriebe in der DDR.

Für weitere Arbeitsplätze sorgten in Albrechts die aus den 20er- und 30er-Jahren überkommenen kleinen Metallbetriebe, die oft für Simson zulieferten. Sie waren aus der Tradition des Eisenerzbergbaus und der ersten metallverarbeitenden Industrie aus dem 16. und 17. Jahrhundert hervorgegangen. Wer eines der meistens kleinen und geduckt wirkenden »Häusles« besaß, führte oft noch eine kleine Landwirtschaft als Nebenerwerb. So auch Ritas und Utes Großeltern Wilhelm und Luise. Die Landwirtschaft bestand aus drei »Handtüchern« Acker und Wiese, einer Ziege, dem »jährlichen« Schwein und Hühnern,

manchmal kamen Gänse dazu. Andere leisteten sich eine Kuh, manche auch Schafe.

Neben Wollschafen gab es in Malmers natürlich auch schwarze Schafe. Das waren diejenigen, die sich in Ermangelung einschlägiger Versorgungsmöglichkeiten ihre »Kleinteile« zur privaten Verwendung gleich aus dem Simson-Werk mitbrachten. Mein Schwiegervater bemerkte dazu: »Die haben geklaut wie die Weltmeister. Ich habe immer nur weggeguckt.« Kumpel ist Kumpel. Das war auch ein »neues Denken« in den 50er-Jahren: Man nahm zur Kenntnis, dass der Volkseigene Betrieb des »Volkes Eigen« sei. Der Betrieb gehörte doch jetzt jedem. Also gehörte er auch mir. Oder: Man gehörte der Arbeiterklasse an – das wurde einem ja jeden Tag eingebläut –, die als soziale Hauptkraft nun auch die politische Führungsrolle übernommen hatte, freilich gesteuert durch die Partei. Wer die »führende Rolle« innehatte, durfte doch wenigstens über »Kleinteile« mitentscheiden. Oder nicht? Und auch öfters ein paar mitnehmen. Tagsüber Arbeiterklasse, danach Feierabend-Landwirt oder Handwerker. Mit »Kleinteilen« aus dem Simson-Werk.

Ende der 50er-Jahre ging es in der DDR um Entscheidungen, die den »Sieg des Sozialismus'« herbeiführen sollten. Darum kümmerte sich unter anderem der V. Parteitag der SED. Für das Handwerk und die Landwirtschaft wurde der definitive Übergang zur genossenschaftlichen Produktion angeordnet, die »sozialistische Ideologie« sollte zur »herrschenden« werden, die Bundesrepublik im Pro-Kopf-Verbrauch der Bevölkerung in wenigen Jahren überholt sein. Das war so ehrgeizig wie aus der Luft gegriffen.

Die Altvorderen im Politbüro ersannen damit auch die »Idee« von der Überlegenheit des Sozialismus' gegenüber dem Kapitalismus'. Die Idee ging mit der DDR unter. In diesem Zusammenhang war das Verhältnis von »Lage« und »Stimmung« der Leute, der »Massen«, ein ständiges Thema

der Agitation. Ich erinnere mich, wie ein langjähriger Sekretär für Agitation und Propaganda der SED-Bezirksleitung Halle – er kam aus einer bekannten sächsischen, kommunistischen Arbeiterfamilie, sein Vater war als Minister maßgeblich an der schwerindustriellen Ausrüstung der DDR beteiligt – Ende der 70er-Jahre auf einer Parteiveranstaltung an der Universität Halle seine Rede mit der Bemerkung eröffnete, die »Lage« sei besser als die »Stimmung«. Der Redner, der auch nicht eben stimmungsaufhellend auf seine Zuhörer wirkte, beauftragte uns, die Stimmung »draußen« so zu heben, dass sie der Lage entspräche. Doch die Stimmung entsprach bereits Ende der 50er-Jahre der Lage. Wie im 2. Buch Mose, das den Auszug der Juden aus Ägypten beschreibt, zog es DDR-Bürger massenhaft in den Westen. Die DDR taumelte ihrem Exodus und dem Mauerbau entgegen.

In seinen zahlreichen Reden vor Gesellschaftswissenschaftlern der DDR – an einigen dieser Veranstaltungen habe ich später teilgenommen – wurde Kurt Hager nicht müde, die Zünfte der Gesellschaftswissenschaften aufzurufen, doch noch mehr Argumente für die Überlegenheit des Sozialismus' beizusteuern. Wenn ich dabei in die entweder bierernsten oder ironisch gierenden Gesichter der Ökonomen sah, dachte ich für mich: Ein Glück, dass du Historiker und nicht Ökonom bist ... um mir im nächsten Moment zu sagen: Vorsicht, als Historiker hast du ja wohl genügend Probleme ... Schon Livius musste Obacht geben, dass seine römische Geschichtsschreibung hofgerecht ausfiel ...

Ulbricht indes wollte beim Überholmanöver gegenüber dem Westen beispielhaft vorangehen, indem er verkündete, weniger als Adenauer zu essen und dafür mehr Sport zu treiben als dieser. Stalinist, Demagoge mit Bauernschläue und nun auch noch Spaßvogel. Womöglich ließ sich Ulbricht sein Gästehaus auf der Oberhofer Höh' deshalb genau gegenüber jener Eisrinne bauen, auf der DDR-Bob- und

Schlittensportler wie Meinhard Nehmer aus Suhl mit dem »Blauen Blitz aus Oberhof« ohne Doping ihrem Weltruhm entgegenrasten. Ulbrichts Haus lag auch auf dem Weg zur Sprungschanze im Kanzlersgrund, nicht zu verwechseln mit Urlaubsniederlassungen deutscher Bundeskanzler. Da Honecker mit Ulbrichts Skilauf aber überhaupt nichts am Hut hatte, ließ er nach seiner Machtübernahme Ulbrichts Haus kurzerhand schließen. Honecker selbst ging in der Schorfheide oder bei Erfurt unter die Wilderer.

Auch in Albrechts ging es nun ans Eingemachte. Dabei zeigte sich, dass frühere Leistungen aus der örtlichen Arbeiterbewegung, auch wenn die SED damit ihre Herkunft begründete, jetzt nicht mehr zählten. Handelte es sich doch um ganz andere Aufgaben unter anderen Verhältnissen. Lineare Gefolgschaften, auch wenn es in beruhigten Zeitabschnitten der DDR manchmal so schien, gab es im Grunde nicht; auch nicht in der »führenden« Arbeiterklasse.

Immerhin: Die 23 metallverarbeitenden Klein- und Kleinstbetriebe in Albrechts, von denen sich zwei verweigerten, wurden in drei Produktionsgenossenschaften mit knapp zweihundert Mitgliedern eingeteilt: die »PGH Zukunft«, die »PGH Metall« und die »PGH Feinmechanik«. Im Vergleich zur Landwirtschaft ging das zwar auch nicht problemlos, aber geräuschärmer vor sich.

Mutter Hertha Recknagel wurde Mitglied der »PGH Metall«. Ohne Einlagen zu zahlen – das hätte sie, wie andere auch, nicht gekonnt. Spätere Anteile realisierte sie über ihre Arbeitsleistungen. Zu Lebzeiten hat sie von diesen Anteilen leider nichts wieder gesehen. Partiell wurden diese später an die Töchter überwiesen. Wo die Treuhand zu loben ist, soll man es tun.

Die »PGH Metall«. 1963 oder '64 haben wir, Rita und ich, die Mutter einmal in der »Klitsche« besucht und ihr bei der Arbeit über die Schulter gesehen. So etwas habe ich nie wieder erlebt. Da mühte sich eine zierliche Frau unter

Aufbietung all ihrer Kräfte, um an einer allein mit physischer Kraft betriebenen Maschine – sie sah einem großen Fleischwolf ähnlich – Muttern und Schrauben zu drehen. Mein lieber Mann! Eine Arbeitsproduktivität von vor vierzig Jahren. Wenn sie nach Hause kam, war Hertha fix und fertig. Die Arbeit zehrte an ihren Kräften, täglich und endlich. Von solcherart freier sozialistischer Lohnarbeit konnte eine Frau nicht in bester Feierabendstimmung nach Hause kommen. Da ging unserem lieben Walter auch mal sein scheinbar zu kleines, spitzes »Hütle« mit dem Rasierpinsel hoch. »Herda, sei schdill, geeh in de Köch!«

Nach einem gescheiterten Versuch 1952 entstand 1958 die »LPG Bergland«. Auch in Albrechts erschien der Agitationstrupp der SED-Kreisleitung Suhl. Die »Arbeiterklasse« erklärte ihrem Bündnispartner, wie Landwirtschaft künftig betrieben werden sollte. Im Zuge des Widerstands gegen den »genossenschaftlichen Weg« begannen Diskussionen, die sich, oft beiderseitig, zu Aggressionen hochschaukeln konnten. Bis hin zum »Handgemenge«.

Das Zauberwort hieß »vollgenossenschaftlich«. Darauf war man in den Kreis- und Bezirksleitungen der SED erpicht. Das hieß, alle waren »drin«. 1960 wurde Albrechts als »vollgenossenschaftlich« gemeldet. Jedoch gehörten die Großeltern Wilhelm und Luise Recknagel mit ihren Grundstücken nie zur LPG. Außerdem gab es noch den Großbauern Franz, der war 1960 gleichsam nicht »drin«. Franz stand in gutem verwandtschaftlichen Verhältnis zu den Recknagels. Vor allem über »Martha-Maria«. Martha war auch eine »Müllerin«, die jüngere Schwester von Oma Luise, die Angetraute des Bauern. Maria war die Tochter, von Rita und Ute »Tante Maria« genannt. Von ihr erhielten die Mädchen nicht selten etwas aus der bäuerlichen Speisekammer.